

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 20

Artikel: Der Engelwirt [Fortsetzung]

Autor: Strauss, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Klang.

Ich ging versonnen im Abendglanz.
Die Bäume standen im Blütenkranz,
Ein wogendes Gold lag in der Luft,
Und Blätterrauschen und Mattenduft.
Ich aber inmitten der lenzigen Luft
Fühlte ein Trauern in meiner Brust.
Der Menschen Sorgen, ihr Weh und Ach,
Das Werfetagsleid, ich schleppte es nach
Und mühete umsonst mich, den Ton zu finden,
Den Glanz ringsum in Klang zu binden.

Da schritt ein herziges Jungfräulein
Auf seitlichem Pfad im Abendschein.
Ein Dirnlein sonnenwarm,
Braunverbrannt der runde Arm,
Hatte flimmerndes, lichtgelbes Haar,
War so vier, fünf Jahr.
Sein Schürzchen war etwas zerrissen,
Sein Röckchen ein wenig zerschlissen,
Auf verbog'nem Löffel trug es sacht
Einen flachen Stein. Von Glück durchsleicht
Sprach es mit hellem Stimmchen dann:
„Schau, wie ich ihn gut tragen kann,
Das ist gar ein köstlicher Kuchen,
Und gleich will ich den süßen versuchen!“
Es sah mich an mit strahlenden Blicken
Und fuhr dann fort mit traulichem Nicken:
„Weißt du, ich weiß schon, es ist nur ein Stein,
Ich spiele nur so. Doch fiel er jetzt aufs Füßchen mein.
Ich lachte doch weiter. Ich lache halt immer!“
Und über sein Antlitz glitt hell ein Schimmer.

Ich blickte ein bisschen ungläubig drein.
Da blitze sein Auge, es nahm den Stein
Und traf damit den nachten Fuß
Und rief: „Schau, wie ich lachen muß!
Ich heiße Lilli. Im Lindenhof
Dort bin ich daheim!“ Mein Philosoph
Huschte unter der Hütte Dach
Und jauchzte ein frohes „Ade“ mir nach.

Ich aber schritt heiter den Berg hinan.
Ich hatte göttliche Lehre empfahn.
Und hatte plötzlich den Klang gefunden,
Den Frühlingsklang, den jungen, gesunden,
Der alles Leid kann mild versöhnen,
Der selbst den Lenz noch kann verschönen,
Und auch die selbstverschuldeten Schmerzen
Wegscheucht aus dumpfen Menschenherzen.
Der Klang, dem alle Bronnen erwachen:
Das Lachen, das kinderfröhliche Lachen!

Johanna Siebel.

Im Mai, im schönen Mai . . .

Der Mai ist gekommen. Blühet in der Schweiz. Gibt es auf Gottes Erde einen schöneren Blühet, als bei uns? Wir glauben es nicht. Unser Frühling hat etwas Gesundes an sich. Er ringt sich aus kalten Apriltagen, von schneefesten Vorbergen los und schreitet mit kräftigen Farben ins Land, echt schweizerisch. Nur nichts Halbes. Nur kein Verzetteln der eigenen Schönheit schon vom Februar an und sich dann wieder reuig werden. Man wartet ruhig — wir Schweizer haben ja das Warten gelernt — und macht die Sache dann gerade recht. Und er hat sie ja auch wieder einmal recht gemacht. Das muß man genießen. Vom Hügel aus können wir ein großes Stück Frühlingsland sehen. Es ist so schön, daß wir immer und immer wieder stehen bleiben, ein Gemälde, wie es nur Gott in einer besonders guten Laune malen kann. Wie leuchtend hat er das Gelb

in den Löwenzahnmatten aufgetragen und wie frisch heben sich daneben die grünen Saaten ab! Braun liegen dazischen die Kartoffeläder, offen, bereit, den himmlischen Sonnenschein und das himmlische Nass, jedes zu seiner Zeit, aufzunehmen. Und weiße Straßen und Sträßlein schlängeln sich hierhin und dorthin, immer bedacht, den kraft- und farbensatten Feldern nicht weh zu tun, nur ein wenig hineinzutauen in ihre Weite. Und sie ziehen den Blick in die Ferne, bis dorthin, wo der Jura im zarten Dunst steht und mit einem letzten färglichen Rest von weißer Pelzverbrämung ins Land schaut, oder bis hinauf zu unsfern erhabenen Schneieriesen. Und die Wälder? Ja, das ist ein Bild für sich, das dem Ganzen erst die volle Wirkung gibt. Die Vöhrchen, im Herbst die lehren, die ihr Kleid verlieren, sind im Frühling die ersten, die sich wieder puksen und schön machen. Sie reden sich in ihrer neuen, lichtgrünen Toilette neugierig über die ernsten Tannen hinaus und wollen etwas von der Welt sehen. Die Buchen daneben wölben ihr junges Blätterdach in wohliger Behaglichkeit. „Wir sind wieder da, wir haben wieder etwas zu sagen neben diesen stolzen Tannen, die im Winter oft verächtlich genug auf uns herabgesehen haben.“ Diese aber stehen in aristokratischer Haltung, unberührt von Reid und Mäggen. — Und sie alle zusammen machen unsfern herrlichen Wald aus, der sich mit jedem Pinien- und Cypressenwald an Schönheit messen kann. — Frisch geht der Frühlingswind, ein wenig Kühl ist in ihm und sehr viel Sonne. O, es ist herrlich, sich von ihm durchs Haar wehen zu lassen! Auf der Straße sind andere Menschen als sonst, oder sind es die gleichen und hat nur der Frühling das getan, daß sie klar mit gehobenem Kopf in die Welt blicken und sich frohe Grüße zurufen? Die Verchen steigen und singen ihrem Schöpfer ein Danklied. Der Mai ist da, freut euch ihr Menschen!

-a-

Der Engelwirt.

Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß.

Während er im Zimmer war, hatte es zu regnen aufgehört, nun strahlte die tiefstehende Sonne manchmal zwischen den Wolken hindurch, daß es wie durch einen Zauber hell ward und alles blitzte und aus den grünen Wiesen und weißen Blütenbäumen ein warmer, inniger Schein quoll, wie wenn ein Kind errötet.

„Wenn ich aber erst den Bub hab!“ rief der Engelwirt freudig und knallte mit der Peitsche. Ja das mußte einen Weltshuben geben! —

Herr Gott Strambach! — Es wurde ihm plötzlich heiß ums Herz — wenn das keinen Buben gäbe! Wenn nun ein Mädel käme! Um ein Mädel all den Verdrüß und die Kosten?! Was sollte ihm ein Mädel?!

Ein Bub! das war sein einziger Gedanke gewesen bei dem ganzen Handel mit Agathe! Wenn die ihn jetzt betröge! ihm ein Mädel zur Welt brächte! Er stand auf und drehte sich um und stützte sich lastend auf die Rücklehne des Stuhles und starrte schweratmend den Weg zurück, als müßte Agathe nachgelaufen kommen und ihm einen Buben zeigen; und dann glöckte er auf den Boden des Wagenfastens, von dem an einem trockenen Fleck, so oft ein Rad über Steine holperte, kleine Staubwölkchen aufzüngelten, und wandte sich erst langsam um, als der Schimmel anhielt, weil das Leitseil nachschleifte.

Er setzte sich und sah ratlos umher. Neben am Kreuzweg stand ein kleines Kapellchen; zu dem kehrte sein schweifendes Auge zurück, hier blieb es haften wie an einer Erscheinung. Plötzlich sprang er ab und darauf zu, kniete an dem Bänklein vor dem eisernen Gitter nieder und flehte mit verzweifelter Inbrunst zur Mutter Gottes, die in rot und blauem, goldverziertem Gewande und messingenem Heiligenchein zwischen den künstlichen Blumen und Kränzen herauschaute, und versprach, wenn sie ihm zu einem Buben

verhelfe, ihrem Sohn ein großes Kreuz zu errichten. Drei- mal wiederholte er sein Gelübde, und beim dritten Male war aus dem bloßen Kreuz ein graues Steinkreuz mit vergoldetem Heiland, vergoldeter Inschrift und einem Bet- schemel davor geworden. Nun schien ihm nichts mehr zu fehlen, was zu einem ordentlichen Kruzifix gehört, auch floß gerade von der wieder einmal durchbrechenden Sonne ein belebendes Leuchten durch das stille Kapellchen und über den Heiligenchein der Jungfrau: er sagte noch den englischen Gruß und ging.

Ruhig und stolz saß er wieder auf seinem Bod und ließ den Schimmel laufen; die Maria mußte ihm ja wohl helfen, wenn sie ihren Sohn nicht um das Kreuz bringen wollte.

Viertes Kapitel.

Hätte Agathe im „Engel“ bleiben können, so wäre das Ereignis, trotz aller Wichtigkeit und Erfreulichkeit für den Engelwirt, immerhin ruhig, wohl auch ein bisschen ver- schämt, nebenher verlaufen: nun aber hatten Ärger und Trotz dem Manne seine Besangenheit noch vollends zerstört, nun stand seine Erwartung gänzlich im Mittelpunkt seines Denkens und Treibens, und es fiel ihm nicht ein, dies zu verhehlen, ja, er ließ sich durch den gelegentlichen Widerstand seiner Frau und durch Nedereien am Wirtstisch noch reizen, seine absonderliche Familienwirtschaft als ein selbstverständliches Recht zu besprechen.

Eines Tages hörte ihn seine Frau oben im Schlafzimmer poltern, Schranktüren auf und zu machen und Schubladen ziehen, eilte, um Unordnung zu verhüten, hin- auf und fand ihn, vor ihrem Wäscherschrank hockend, im untersten Fach wühlen.

„Was suchst?“ fragte sie arglos erstaunt.

„Windeln und so Kinderzeug. Wo ist denn der Kram?“ rief er etwas ungeduldig, aber ohne sich umzusehen. Sie bezwang den Zorn, der ihr bei seinen Worten aufstieg, und sagte gelassen: „Wirst mir einen schönen Durcheinander anrichten! Wo suchst du denn? Da liegen ja die Ziechen! — Laß mich einmal hin!“

Er machte in argloser Bereitwilligkeit Platz und trat zurück; sie aber stellte nur die Ordnung wieder her, schloß dann unversehens die Tür, zog den Schlüssel ab und sagte: „Das ist mein Weißzeug, die Kinderwäsche ist noch von mir, da hab ich dringestellt, und davon kommt nicht Nagel groß dort hinaus. Merk dir's! Wenn du Windeln brauchst, gib's genug zu kaufen.“

„Himmel Herrgotts —!“ fluchte der Engelwirt, stampfte mit dem Fuß und hieb mit der Faust in die Luft: „Dummes Zeug, dummes! Soll ich Windeln kaufen, und da liegen sie im Kasten und werden gelb und mürb. Geld naus- schmeißen! Wozu liegt denn der Kram da? Mach nicht lang und gib den Schlüssel! Was willst denn du — mit dem Zeug anfangen?“

„Was ich damit anfang, ist meine Sach! Wenn mir's einfällt, schenk ich es der ersten besten armen Frau oder schid's ins Spital; aber dort hinaus kommt's nicht, zu dem Lumpenvolk! Und laß dir's nicht einfallen! wenn du mir nur ein Täschchen wegträgst von meiner Aussteuer, dann sind wir fertig! Dann mach ich kurzen Prozeß!“ Das alles sprach sie in gehaltenem Ton, mit dem Rüden gegen den dunkelbraunen Kasten gelehnt, nur ab und zu nachdrücklich den blonden Kopf werfend oder mit dem Finger auf die Schranktür klopfend; dann nickte sie ihm noch einmal zu und ging, während er hinterdein brummte: „Einfältiges Weibsvolk! baßiges! langweiliges! dummes! hochmütiges! — einfältiges!“

Daß er den Stolz der Frau empfindlich gekränkt habe, fühlte er nicht, er leitete die Weigerung einfach von Neid und Wut auf Agathe her; aber verderben wollte er es doch nicht mit ihr und ergab sich darein. Da Agathe sich schämte, ihrer Mutter aber nicht zu trauen war, so mußte der Engelwirt eben selbst in den Laden gehen, um das Nötige zu

kaufen und zu bestellen. Freilich flochte er unterwegs noch weidlich auf den Eigensinn seiner Frau und seine eigene Nachgiebigkeit und wiederholte des öfteren: „Ich bin halt immer zu gut!“, verrichtete aber die Besorgung tapfer und schüchterte durch seine grobe Unbefangenheit die Leute im Laden dermaßen ein, daß alle Anspielungen unterblieben.

*

In seiner eigenen Wirtschaft fing es ihm dagegen un- gemütlich zu werden an, da sich jeder gern auf Kosten des Wirtes, dem er das Geld ins Haus trug und der darum ziemlich wehrlos war, nach Kräften amüsierte; ja, diese Aussicht zog so sehr an, daß der „Engel“ jetzt stärker besucht war als je. Wiederholten sich auch dieselben Anspielungen, Spottfragen und Witze in eintrödiger Weise immer wieder, so nahm ihre Wirkung deshalb doch nicht ab und das Ge- lächter war beim zwölften Male allgemeiner, überzeugender und boshafter als beim ersten. Da er sich so nicht als Herr im Hause fühlen konnte und zudem sehen mußte, wie die- selben Spötter seiner Frau mit ganz besonderer Achtung und Aufmerksamkeit begegneten, sowohl um sie zu trösten wie um ihn zu ärgern, so zog er sich allmählich aus der Wirtstube zurück und tat nun erst recht, was ihm gefiel.

Je näher der ersehnte Tag kam, desto öfter fuhr er nach Wallingen hinaus, um so leichter ließ er sich von Agathens Angehörigen anzapfen, um so länger saß er jedesmal im „Rebstod“ zu Wallingen, wo er, des Wirtshauslebens einmal bedürftig, sich nach der Vertreibung aus der eigenen Schenkstube eingewöhnt hatte, wo er auch stets ein paar Tagediebe fand, die sich einen Schoppen von ihm zahlen ließen und ihm dafür nach dem Munde redeten. War es auch nichtsnußiges Volk, das er nie auch nur im Tagelohn genommen hätte, so tat es ihm doch wohl, breit und prokig unter ihnen zu sitzen, das große Wort zu führen, zu prahlen, daß er eine Taufe für seinen Buben ausrichten wolle, wie man noch keine hier gesehen habe, bei der es höher als auf einer Hochzeit hergehen müsse, zu der jeder, der Lust habe, eingeladen sei, bei der er alles zahlen werde, Essen, Trinken, Musik, ganz wie man es in großen Städten halte; und so billig hier Beifall und Bewunderung waren, sie ersehnten ihm doch für den Augenblick die verlorene Geltung und Gesellschaft zu Hause.

Manchmal freilich war es ihm, als fühle er bei den Dörflern im allgemeinen etwas wie trockige Zurückhaltung; aber er brummte nur: „Was fällt denn den Bauernbuben ein, den dredigen! bodiges Volk, bodiges!“ und kümmerte sich nicht weiter darum.

Einmal jedoch geriet er mit seiner kameradschaftlichen Herablassung an den Falshen: als er nämlich einem jungen Mann, der in die Wirtschaft trat, das volle Weinglas hinhielt, bekam er einen Fausthieb über die Hand, daß er das Glas fallen ließ und die Finger in den Mund nahm: „Einen Dred nehm ich von dir!“ schalt der Bursch. „Bliebst auch gescheiter zu Hause, Engelwirt, und gingst deinem Geschäft nach, statt uns da draußen unsere Wirtschaft zu verleiden! Wirt, einen Most!“ Damit setzte er sich allein in die andere Ecke. Der Geschlagene fuhr auf den Störenfried los, wurde aber von den andern zurückgerissen, während jener Bursche ruhig sitzen blieb und rief: „Laßt ihn doch, ihr Raiben! er soll nur kommen! Nur her, wenn du was willst! als her!“ Dazu spuckte er in die Hände und rieb sie aneinander.

Aber die andern ließen den Engelwirt, wie er auch flochte und um sich stieß, nicht los, zerrten ihn zur Tür hinaus und redeten ihm zu: er, der Engelwirt, dürfe sich doch nicht mit so einem einfältigen Bürschlein auf Händel einlassen! Das Zimmer, wo so ein frecher Kog säße, müsse ihm ja zu schlecht sein! überhaupt sei es außen unter dem Birnbaum lustiger. Mit Zutrinken und allerlei Klatsch beschwichtigten sie ihn so, daß er nach ein paar Flüchen und Drohungen endlich still da saß im Birnbaumshatten neben dem Haus, sie reden ließ und wortlos grübelnd seinen Wein trank.

(Fortsetzung folgt.)